



Dokumentation

Thérèse Winter OP

„Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben“*

„Niemals zuvor hat sich die Kirche mit einer solchen Eindringlichkeit als Gemeinschaft präsentiert. Koinonia steht im Mittelpunkt aller zeitgenössischen Ekklesiologien. Und dennoch hat die Kirche, wenigstens in Westeuropa, niemals zuvor so wenig wirkliche Gemeinschaft geboten. Wir sprechen die Sprache der Gemeinschaft, aber nur selten leben wir danach.“¹, so formuliert der frühere Ordensmeister der Dominikaner, Timothy Radcliffe, in einem Brief an seine Mitbrüder das Drama der modernen Kirche. Er umschreibt damit auf prägnante Weise das Dilemma, das die Kirche, aber wohl auch jede Gemeinschaft auf die eine oder andere Weise heute erlebt und erleidet.

Einerseits wird am Wert und Ideal gemeinschaftlichen Lebens unbedingt festgehalten und ist es sehr bewusst, dass Glaube ohne ein Mindestmaß an Miteinander auf Dauer nicht gelingen kann. Es ist keine Frage, dass das Leben, dem wir Raum geben wollen, gemeinsam reicher, bunter, vielfältiger und fördernder ist, als ein Leben im Alleingang. Andererseits zeigt die Realität, dass dieser

Wert „Gemeinschaft“ durch verschiedenste Gründe zu wenig zum Leben und zu einer menschlich befriedigenden Erfüllung kommt. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit könnte wohl kaum größer sein. Für die Ordensgemeinschaften gibt es dafür zahlreiche Ursachen.

Diese sind uns nur zu vertraut: der fehlende Nachwuchs, die Überalterung in den Gemeinschaften, ein gewisser resignativer Geist, der sich wie eine Tauschicht über die Gemäuer unserer Klöster und Gemeinschaften zieht, die gesellschaftlichen Veränderungen, die auch die Orden nicht unberührt lassen, der wachsende Individualismus in den eigenen Reihen, damit einhergehende Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten, unterschiedliche Vorstellungen von Ordensleben, verschiedene Bilder von Gemeinschaft, berufliche Ausdifferenzierungen, das Auseinanderklaffen verschiedener Lebenswelten, ein hohes Maß an Mobilität, die Schwierigkeit, eine Struktur für das gemeinsame Leben zu finden, die es annähernd ermöglicht, sich hin und wieder zu sehen

(und mehr als das), die anwachsenden Aufgaben für immer weniger aktive Schwestern, die allseits knappe Ressource Zeit ... Die Reihe ließe sich mühelos fortsetzen, je nach den Erfahrungen, die wir mitbringen.

Ich möchte mit meinen Gedanken den Blick auf die heutige Situation der Orden etwas weiten und öffnen. Es soll deutlich werden, dass das Dilemma Gemeinschaft, wenn man es so nennen will, auch eines unserer Gesellschaft ist, und zudem ein grundsätzliches unseres Menschseins. Damit entschärft sich das Problem zwar nicht, aber wir können es in einen größeren Zusammenhang stellen. Abschließend möchte ich dann thesenhaft einige Eckpfeiler von kirchlicher/klösterlicher Gemeinschaft formulieren, die mir für die heutige Zeit im Blick auf die Zukunft bedeutsam erscheinen.

1. Gesellschaftliche Beobachtungen:

Bei meiner Lektüre ist mir in den letzten Monaten immer wieder aufgefallen, dass es eine Renaissance gemeinschaftlicher Wertigkeiten und Lebensvorstellungen gibt. Der Zenit einer bloß individualistischen Gesellschaft, deren oberstes Gebot persönliche Freiheit, Autonomie und Selbstverwirklichung heißt, scheint erreicht und bereits übersprungen zu sein. Die Single-Kultur erlebt ihre Defizite und Schwierigkeiten, leidet an Isolation und Vereinsamung. So lautet beispielsweise die These von Horst-Eberhard Richter, Psychotherapeut und Sozialphilosoph in seinem Buch „Das Ende der Egomanie“, dass sich heute die Wir-Menschen zurückmelden, bei denen wieder Nähe und Geborgenheit, aber auch soziales Engagement zählen.

Gab es in der Mitte der 90er Jahre noch eine Zunahme der Ich-Betonung unter den Menschen und den wachsenden Verlust eines Verbundenheitsgefühls, so erfuhren viele doch, dass die erhoffte Selbstwerdung ohne eine soziale Zugehörigkeit nicht in dem Maß zur Erfüllung fand, wie erwartet. „Als Kehrseite der individualistischen Isolierung wurde eine Ver-

armung an Wärme, an Geborgenheit, auch an Beliebtheit empfunden.“² Daraus ergab und ergibt sich eine veränderte Wertigkeit unter den Menschen, vor allem auch unter den jungen Leuten. Die allseits um sich greifenden Entwicklungen und Konsequenzen des Globalisierungsprozesses, der Menschen auf der ganzen Welt näher bringt und paradoxerweise zur gleichen Zeit mehr und mehr entwurzelt und vereinsamen lässt, – diese Entwicklungen rufen heute ein neu erwachtes Verständnis von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit wach. „Die sorgende Anteilnahme an anderen“, so beobachtet Richter, „lange Zeit vernachlässigt, meldet sich zurück, und zwar offenbar nicht nur als Empathie, als Einfühlung, sondern auch als verantwortliches Einstehen für andere. ... Es ist wieder gefragt, sich anzustrengen, wahrhaftig zu sein, sich zu kontrollieren, ordentlich zu sein und Rücksicht zu üben. Der Grundtrend lautet jedenfalls: weniger Ich, mehr Wir.“³

Ob sich dieser Trend nun überall so entdecken lässt, darüber kann man streiten. Aber er legt doch ein wachsendes Grundverständnis von Gesellschaft und Gemeinschaft nahe: wir sind über alle Kontinente hinweg voneinander abhängig, miteinander und mit der Natur vernetzte Wesen. Wir existieren nur in Gegenseitigkeit. Von daher braucht es soziale Mitverantwortung und ein Engagement, das über den eigenen kleinen Tellerrand hinausschaut.

Auch Prof. Dr. Stefan Hradil, Soziologe an der Uni Mainz, kommt bei seinen Studien auf ähnliche Ergebnisse: „Die heutige Generation ist ein Stück klüger geworden. Sie hat gelernt, dass das extensive Auskosten von Freiheiten auch seinen Preis hat. Was wir heute beobachten können, ist nicht das völlige Zurückdrängen der Ich-Werte, sondern der Versuch einer Balance von Ich- und Wir-Werten. Deshalb sind heute die Wir-Werte wieder mehr in den Vordergrund gerückt. Selbstverwirklichung um jeden Preis ist nicht mehr gefragt.“⁴ Stattdessen steht bei den Deutschen, das zeigen alle Umfragen, der

traditionelle Wert der Familie noch immer oder wieder neu an erster Stelle. Allerdings, so Prof. Hradil, bedeutet dies kein Zurück zur patriarchalen Familie der 50er Jahre, sondern die Entwicklung gehe eher hin zu gleichberechtigten Partner-Beziehungen.

Und noch eine letzte Beobachtung: es hat mich überrascht, in einem Buch über Zukunftsforschung Reflexionen über eine neue Form des Individualismus zu finden.⁵ Der Autor stellt die These auf, dass künftig selbstbezogener Individualismus mit einem einseitigen Freiheitsbegriff weder zur Freiheit noch zur Selbstverwirklichung führt, sondern dass es neue Ideale eines anders geprägten Individualismus geben wird. Diese Ideale sind

- ◇ eine große Kooperationsbereitschaft der Menschen, sich für ein soziales Netz zu engagieren,
- ◇ die wieder anwachsende Sehnsucht nach Religion und Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft,
- ◇ das Erlernen von Selbstbestimmung in Verantwortung für das Ganze
- ◇ und die Wertschätzung nicht-materieller Güter (Kreativität statt bloßer Konsum).

Wenn sich in diesen Idealen eines neuen Individualismus, aber auch in der Entdeckung der Wir-Werte, tatsächlich ein Stück unserer Gesellschaft und Zeit widerspiegelt, meine ich, dass wir als Orden mit dem Thema von Gemeinschaft hoch aktuell und gesellschaftlich durchaus relevant sind.

2. Auf der Suche nach einer gemeinschaftlichen Lebensform

Der Wert der Gemeinschaft wird bei den heutigen Diskussionen meist nicht in Frage gestellt, vielmehr die Gestalt des klösterlichen Gemeinschaftslebens. Die Suche nach der angemessenen Lebensform von Gemeinschaft nimmt einen breiten Raum ein. Es wird immer wieder der Ruf laut, neue Wege zu wagen, um in der Gestaltung neuer Formen, vor allem kleinerer Konvente, das Mit-

einander lebendig zu halten und zeitgemäß zu gestalten. Die Veränderungen in der Gesellschaft, aber auch innerhalb der klösterlichen Reihen machen diese Versuche nicht leicht und werfen viele Fragen auf.

Durch Berufssituationen gezwungen, leben Schwestern alleine und sind einer Gemeinschaft angegliedert, die sie hin und wieder besuchen. Andere tun sich schwer mit einem Gemeinschaftsgefüge, das zuviel Nähe, Offenheit oder auch Anpassung einzufordern scheint, und leben deswegen lieber allein. Wieder andere leben in kleinen Konventen, oft ohne gemeinsames Apostolat und in sehr verschiedenen individuellen Lebenswelten, und es taucht die Frage auf, was sie als Ordensgemeinschaft ausweist, wie es ihnen gelingt, sich von einer bloßen Wohngruppe zu unterscheiden und als geistliche Gemeinschaft erkennbar zu bleiben. Dann gibt es die Schwestern, die sich verstärkt an die einmal übernommenen Regeln des Zusammenlebens halten und die Gemeinschaftsleben dann als gelungen sehen, wenn alle alles zur gleichen Zeit miteinander teilen (Gebetszeiten, Essenszeiten, Rekreation, Arbeitsfelder). Ihr Ideal von Gemeinschaftsleben hält fest am klassisch klösterlichen Leben. Es gibt darüber hinaus die paradoxe Erfahrung, dass Schwestern, die viele Kilometer außerhalb einer Kommunität leben und arbeiten, sich sehr klar als Mitglied einer Gemeinschaft erleben und verstehen können. Ihnen ist bewusst, dass sie im Zusammenhang mit einem größeren Ganzen ihre Arbeit tun und auf ihre Weise Zeugnis von der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft ablegen. Das Wissen um die innere Zugehörigkeit gibt dem eigenen Ordensleben Halt und Identität. Andererseits wird erlebt, dass jemand auf engstem Raum innerhalb einer konkreten Gemeinschaft tagaus, tagein lebt, und sich innerlich weit entfernt hat, ohne dass das nach außen hin sichtbar wird. Ich glaube, das Phänomen der inneren Emigration ist in den Gemeinschaften heute eine weit verbreitete Not und höhlt letztlich authentisches Gemeinschaftsleben von innen her aus.

Bei all diesen Versuchen nach einer zeitgemäßen Gemeinschaftsform, einer Form, die dem einzelnen und dem Ganzen gerecht wird, ist es tröstlich, dass es zu keiner Zeit ein Patentrezept auf die Frage nach der Gemeinschaftsform gab. Ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass Gemeinschaft immer ein wesentlicher Faktor des Ordenslebens war, dass aber immer unterschiedliche Gemeinschaftsformen nebeneinander bestehen konnten. Das lässt sich bereits bei den Wüsten- und alten Mönchsvätern beobachten, wie auch bei Benedikt, bei Franziskus, für unsere Zeit ein typisches Beispiel Thomas Merton, der als Einsiedler lebte und doch eine rege Gastfreundschaft pflegte. Es gab nie *die* Gemeinschaftsform schlechthin. Es war immer eine Suchbewegung zwischen dem Rückzug aus der Welt und dem Dasein für die Welt, zwischen der Einsamkeit und der Gemeinschaft.

In all diesen Bewegungen wird deutlich, dass Gemeinschaft kein statischer Begriff ist, sondern ein Fließen zwischen verschiedenen Polen, zwischen Alleinsein und Zusammensein, zwischen dem je eigenen Weg und dem Weg der Gemeinschaft als Ganze, zwischen der Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach gemeinschaftlichem Zeugnis. Ich möchte in Kürze aufzeigen, dass diese Spannung, dieses Hin und Her nicht Zeichen eines Unvermögens oder einer Schuld ist, sondern dass sie uns in unserem Menschsein grundlegend mitgegeben ist.

3. Der Mensch zwischen Individualität und Sozialität

Jeder Mensch ist ein einmaliges unverwechselbares Wesen, ein Geschöpf Gottes, das gerade in dieser einmaligen Gestalt so von ihm gewollt ist. Der Prozess der Selbstwerdung ist ihm mit seinem Lebensweg als Aufgabe und Herausforderung mitgegeben. Gerade die Neuzeit hat das Augenmerk darauf gelenkt, dass jeder Mensch ein freies Wesen ist, das nach eigenen Vorstellungen und Wünschen diese Freiheit auch verwirklichen darf.

Er lebt seine Werte, seine Autonomie und Selbstständigkeit und realisiert darin im besten Falle das, was wir christlich gesprochen Berufung nennen würden. Ein wichtiges Schlagwort diesbezüglich lautet heute: Authentizität, Echtheit des Lebensentwurfes. Die Befreiung des Menschen von den staatlichen und kirchlichen Bindungen seit der Aufklärung hat dazu geführt, dass sein Selbstbewusstsein in neuer Weise Mittelpunkt seiner Selbstentfaltung geworden ist. Je mehr die äußeren verbindlichen Rahmenbedingungen in der Gesellschaft weggebrochen sind, umso mehr muss der Mensch auf die Suche gehen und eigene Normen und Orientierungen finden. Je mehr er treu und durchsichtig an seiner besonderen Art zu leben festhält, wird sein Leben echt und einmalig sein. Darin findet er Sinn und Richtung. Sinn wird heute nicht mehr automatisch durch eine Lebensform, einen fest normierten Rahmen vorgegeben, sondern es liegt in der Arbeit jedes einzelnen, eine sinnvolle Lebensgestalt zu entdecken.

Zugleich wächst das Bewusstsein der Verwiesenheit auf irgendeine Form von Gemeinschaftlichkeit. Auf einer einsamen Insel wird der Mensch kaum zu seiner Individualität finden, und er ist dort in einer schrecklichen Weise absolut frei. Vielmehr braucht er dazu ein Gegenüber, das Eingebundensein in ein größeres Ganzes. Der Religionsphilosoph Martin Buber hat das einmal so formuliert: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“ Die bleibende Sehnsucht nach Gemeinschaft bestätigt dies. Die große Frage ist also nicht, ob er Individualismus oder Gemeinschaft für ein erklärtes Lebensziel hält, sondern wie das Verhältnis beider Werte zueinander gedacht werden muss, damit daraus Leben entstehen kann und das Leben Raum findet. Jeder Wert für sich, ins Extrem verlängert, wird falsch, sowohl die Absolutsetzung der Selbstverwirklichung als auch die Ideologisierung des Wertes Gemeinschaft. „Weil ... Gemeinschaft wesentlich zur Erfüllungsgestalt von Menschsein dazugehört ...“, formuliert der

Dösterreichische Moralthologe Walter Schaupp, „gilt es, nach einem Gemeinschaftsverständnis zu suchen, wo erfüllte Individualität und Gemeinschaft sich nicht in unversöhnlichem Konflikt gegenüberstehen, sondern in ein geglücktes Verhältnis zueinander treten können.“⁶

Dafür ist es hilfreich, sich darauf zu verständigen, was Gemeinschaft eigentlich ist. Würden wir hier eine Umfrage machen, so vermute ich, würden sehr unterschiedliche Definitionen herauskommen, je nach dem Akzent, der für Sie bedeutsam ist. Der schon zitierte Theologe Schaupp schlägt folgende Definition vor, die ich erhellend finde und die meines Erachtens wichtige Kriterien von Gemeinschaft enthält: „Gemeinschaft kann verstanden werden als ein Ort, wo Menschen auf der Basis einer *gemeinsamen Betroffenheit*, aus der ein *gemeinsames Engagement* erwächst, *zusammenleben* oder *zusammenwirken* und wo dieses gemeinsame Engagement ein gewisses Maß an *institutioneller Struktur* gewinnt.“⁷ Diese Definition beinhaltet für den Autoren vier Schlüsselqualifikationen, die für eine lebendige Gemeinschaft zählen.

a) Gemeinschaft ist ein Ort gelebter Sinnerfahrung

Der Mensch ist als Individuum auf Orte angewiesen, an denen er Sinn und Bedeutung der Welt, des Daseins erfahren kann. Je mehr äußere Gewissheiten wegbrechen, umso entscheidender ist diese gemeinschaftliche Sinnerfahrung, die dann zum Handeln motiviert.

b) Gemeinschaft ist ein Raum der Anerkennung

Um selbst Mensch zu werden, brauchen wir die Anerkennung durch andere, zuallererst auf der Stufe emotionaler Liebe und Zuwendung, aber auch auf der Stufe rechtlicher und wertorientierter Anerkennung. Gemeinschaft ist ein Ort, wo wir einander wahr- und ernstnehmen in der je eigenen Lebensgestalt und Überzeugung.

c) Gemeinschaft lebt von gemeinsamer Praxis
Gelungene Gemeinschaft geht nur in einem wechselseitigen Miteinander, das sich wiederum in einem gemeinschaftlichen Tun ausdrücken muss. Wo dies auf Dauer nicht erlebt wird, verkommt Gemeinschaft zur bloßen Idee oder zu einem Zweckverband von Individuen. Es gibt gemeinschaftliche Werte, die sich nur im Lebensvollzug realisieren lassen (z. B. Liturgie).

d) Gemeinschaft ist ein Öffentlichkeitsort subjektiven Glaubens

Glaube wird heute mehr und mehr in die Privatsphäre des Menschen gestellt, in die bloße Beliebigkeit seiner persönlichen Neigung. Gemeinschaft ist daher ein sichtbarer Ort, wo die religiöse Überzeugung sozusagen eine öffentliche Gestalt bekommt, von daher artikulierbar, diskutierbar wird und ein Mehr an Realität erhält.

4. Aspekte gelingender Gemeinschaft

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, möchte ich nun fragen, welche Konsequenzen sich aus dem bisher Gesagten für ein Gemeinschaftsleben heute und morgen ergeben. Es geht mir dabei vor allem um den Wert der Gemeinschaft nach innen hin, also nicht zuerst von der Zielsetzung des Apostolates her, das natürlich auch bedeutsam ist. Eine Grundannahme lautet, dass es hilfreich sein kann, den Erwartungshorizont bezüglich Gemeinschaft künftig *bescheidener* und zugleich *anspruchsvoller* zu gestalten.

Bescheidener: damit ist gemeint: die Orden werden in Zukunft zahlenmäßig kleiner werden, sie haben weder ihre Lebensform noch ihre Identität fertig in der Tasche, es gibt kaum noch einen festen Rahmen, der von selbst trägt, Orden werden auch von anderen Gruppen und Menschen das Zusammenleben lernen und den Mut zu kleinen Schritten und immer neuen Anfängen wagen;

Anspruchsvoller: die Aufgabe der Hoffnung und eines sinnvoll gelebten Miteinanders ist mehr in die Eigenarbeit jeder einzelnen Schwester gestellt; Gemeinschaft ist kein Familienersatz, sie ist aber auf dem Weg, menschlich erfüllte, reife Beziehungen untereinander zu ermöglichen, die in reflektierter und bewusster Weise gestaltet sind.

Thesen:

◇ *Das Wissen um erkennbare Ziele der Gemeinschaft*

In „Alice im Wunderland“ gibt es eine kleine Szene, die bezeichnend ist. Alice ist in ein Labyrinth geraten und findet den Weg nicht mehr. Sie fragt die Katze: „Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus am besten weitergehe?“ Die Antwort der weisen Katze bringt es auf den Punkt: „Das hängt davon ab, wo du hin willst.“

Ob Gemeinschaft ein lebendiger Organismus ist, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sie weiß, wo sie hin will. Die Formulierung von Leitbildern, Visionen und Optionen ist für die Gestaltung der Zukunft von enormer Bedeutung. Sie entfaltet aber nur dann eine Wirkung, wenn sie in kleine, klar erkennbare Ziele übersetzt werden kann. Visionen werden immer der Geschmack eines hohen Ideals, des Nicht-Erreichbaren anhaften. Dies liegt in der Natur der Sache. Um aber sinnvoll dorthin zu gelangen und einen Veränderungsprozess zu gestalten, braucht es – so zeigt die Psychologie – klare Zielformulierungen. Diese sind konkret, messbar und erreichbar. Entscheidend ist, ob die Gemeinschaft in ein lebendiges Gespräch über die Zukunft eintritt (und zwar nicht erst zu Zeiten eines offiziellen Kapitels), aber auch über die reale Gegenwart mit ihren Grenzen und Chancen. Die Wahrnehmung dessen, was ist – so schmerzhaft die Realität auch manchmal sein mag –, kann manchmal weiter führen, als die Hoffnung auf unvorhergesehene Wunder, die vom Himmel fallen und sich künftig ereignen sollen.

◇ *Der geistliche Mehrwert des Gemeinschaftslebens*

Joan Chittister, amerikanische Benediktinerin, hat sich intensiv mit der Frage beschäftigt, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit es auch in Zukunft noch glaubwürdiges Ordensleben gibt. Sie kommt zu der prägnanten und unmissverständlichen These: „Ordensleben ist nur lebensfähig, wenn es der Mühe wert ist, und es ist nur dann der Mühe wert, wenn es für seine Mitglieder in geistlicher Hinsicht verlockender erscheint, im Orden zu bleiben als auszutreten.“⁴⁸

Im Leben der Gemeinschaft, soll sie Bestand haben, wird künftig ein geistlicher Mehrwert erfahrbar sein, der die Qualität dieses Lebensstils auszeichnet. Wenn sich Ordensleben von einer bloßen Zweck- oder Arbeitsgemeinschaft unterscheiden will, dann wird es ihr wichtigster Dienst für die Welt, aber auch für sich sein, einen Ort zu bilden, wo das Geheimnis der Gegenwart Gottes erfahrbar werden kann. Die Gemeinschaft trägt in sich eine geistliche Mitte, nämlich das Leben und die Botschaft Jesu Christi, welche in Erinnerung halten, warum Frauen auf diese Weise heute zusammenleben, warum ihr Alltag dieses ganz bestimmte Gesicht hat, warum sie ihr Leben nach den Gelübden ausrichten. Sie trägt in sich einen freien, offenen und nicht verplanten Raum, um mit dem lebendigen Gott noch zu rechnen, der vielleicht auch eine Gemeinschaft, wenn sie alt geworden ist, gürten und führen wird, wohin sie nicht will. (vgl. Joh 21,18)

Die Spiritualität jeder einzelnen Schwester ist dann nicht nur deren Privatsache, so wahrhaftig und tief sie auch sei, und Ausdruck ihres individuellen Glaubens. Sondern über geistliche Themen, über Fragen zum Sinn des Daseins, über Ängste und Zweifel, über die Not und den Segen des Betens, über alle Bereiche, die zum Glück und zum Leid des menschlichen Lebens gehören, kann offen und in Vertrauen gesprochen werden. Geistliches Leben vollzieht sich in einer sehr bewussten und reflektierten Auseinandersetzung.

zung. Die Gemeinschaft verabschiedet die Vorstellung, dass geistliches Leben von selber geht und sich in bloß funktionierenden Abläufen und „treuer Routine“ erschöpft.

◇ *Die fruchtbare Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft*

In einer lebensfähigen Gemeinschaft bleibt die Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft lebendig. Wo sie als Balance immer wieder angestrebt wird und die Mitglieder erfahren, dass sie gelingen kann, da führt sie zu wechselseitiger Fruchtbarkeit. Dies setzt ein hohes Maß an gegenseitigem Vertrauen voraus, Vertrauen in die Gewissheit, dass die andere nicht nur ihre eigenen Pläne zur persönlichen Befriedigung verfolgt, sondern sie diese Erfüllung in den Dienst der ganzen Gemeinschaft stellt, und wenn notwendig auch einmal davon ablassen kann. Das zentrale Kriterium bleibt: führt das Ideal der Gemeinschaft (ebenso das Ideal der Individualität) zu mehr Lebendigkeit ihrer Mitglieder oder verhindert es Leben? Die biblische Botschaft von der Würde jedes einmaligen Geschöpfes bewahrt dabei den Vorrang vor allen noch so sinnvollen gemeinschaftlichen Zielen. Wo gemeinsamem Denken alles untergeordnet wird, geschieht Verletzung der Einzelnen. Wo individuellem Denken alles untergeordnet wird, geschieht die Verletzung des Ganzen.

Eine fruchtbare Balance beider Pole wird verhindern, dass einzelne Schwestern bloß noch funktionieren oder aber dass Gemeinschaft für eigene Zwecke instrumentalisiert wird. Beide Fehlhaltungen würden über kurz oder lang zur Aushöhlung führen und zum inneren Tod einer Gemeinschaft.

Walter Schaupp trifft eine erhellende Unterscheidung, die mir hilfreich erscheint: „Gemeinschaften, die den einzelnen Mitgliedern einen großen Freiraum gewähren, müssten sich fragen, ob in der Verschiedenheit und Unabhängigkeit der einzelnen Engagements auch etwas Gemeinsames wachsen kann; dieses muss spürbar, benennbar und vergewis-

serbar sein. ...Gemeinschaften, die einen starken Akzent auf gemeinsame Vollzugsformen oder Gehorsam legen, müssten sich fragen, ob dies zu einer größeren Lebendigkeit und zu einem Mehr an innerer Freiheit der einzelnen Mitglieder beiträgt.“⁹

◇ *Der menschliche Mehrwert der Zugehörigkeit*

Was von der Spiritualität gesagt wurde, gilt ebenso für das zwischenmenschliche Zusammensein. Heute hat sich das Bewusstsein geschärft, dass die Gemeinschaft kein Ersatz für familiäre Wärme und Geborgenheit sein kann. Es geht um das Miteinander von reifen und gleichberechtigten Frauen, die einem bestimmten Lebensentwurf folgen. Das kann aber nicht heißen, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft ihr Leben im bloßen Nebeneinander, in souveräner Unabhängigkeit oder verzweifelter Isolation leben. „Der Dünger einer Gemeinschaft“, formuliert Wunnibald Müller, „ist gelebte Menschlichkeit.“¹⁰ Für eine lebensfähige Gemeinschaft wird es entscheidend sein, inwieweit die Mitglieder diese Menschlichkeit, Herzlichkeit und Wärme tatsächlich erfahren und selbst weiter schenken. Was dies in der Konsequenz bedeutet, kann hier nur angedeutet werden. In dieser gelebten Menschlichkeit weiß sich jede von der Gemeinschaft wahr- und angenommen. Es entfaltet sich eine „Kultur der Anerkennung“, in der jede ihren unverwechselbaren Namen, ihr Gesicht und ihre Würde hat.

Gelebte Menschlichkeit: das führt zu einer Solidarität, die nicht nur rechtlich verankert, sondern auch emotional nachvollziehbar ist. Entscheidend wird es sein, ob das Gefühl der inneren Zugehörigkeit unterstützt wird und wachsen kann. Diese Zugehörigkeit, die frühere Generationen in den Ordensreihen noch viel selbstverständlicher aufbauen und bewahren konnten (Größe der Häuser, stärkere Uniformität, zahlenmäßig starke Kursjahrgänge, gemeinsame Werke), muss heute

häufiger bestärkt und vergewissert werden. Die gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung immer einmal wieder neu zu formulieren, in Gesten und Worten auszudrücken, ist nicht eine Folge der Schwäche, sondern ein Reichtum der geteilten menschlichen Bedürftigkeit und gegenseitigen Verwiesenheit. Jeder Mensch lebt davon.

Gelebte Menschlichkeit: das bedeutet für mich auch, Zeit zu haben füreinander, echtes Interesse und wirkliche Anteilnahme am Leben der Mitschwester. Ich möchte es das „Apostolat der Anwesenheit“ nennen. Ich habe mir länger überlegt, ob ich diesen Punkt anführen soll, wirkt der Appell, Zeit zu haben, doch immer etwas moralinsauer und verursacht möglicherweise ein schlechtes Gewissen (nach dem Motto: was sollen wir denn noch alles tun?). Es macht mir aber Mut, dass der ausgezeichnete Passauer Pastoralplan sein Projekt „Zeit haben“ in die Reihe der wichtigsten Handlungsschritte zum Aufbau einer künftigen Gemeinde stellt. Sehr schön kommentiert Paul Michael Zulehner diese Passage aus dem Pastoralplan: „Zeit gilt heute zunehmend als eine der wichtigsten Güter. Sie ist im Leben eines jeden Menschen knapp. Die eigene Zeit sich daher gut einzuteilen, ist ein Moment an einem verantwortlichen Umgang mit der geschenkten Zeit. Zeit ist auch unverzichtbare Voraussetzung für die Zuwendung zu konkreten Menschen Geschichten, ihren frohen und traurigen Lebenserfahrungen. Zeit haben, Zeit schenken gilt als elementarer Ausdruck von handfester Liebe.“¹¹ Ohne geteilte Zeit geht Menschennähe verloren, verkommt Gemeinschaft zu einem funktionstüchtigen Zweckverband, wo vielleicht gegessen, geschlafen und gearbeitet wird, aber keine echte Begegnung mehr geschieht.

Ein Freund, so erzählt eine chassidische Geschichte, trifft den anderen und sagt: „Ich liebe dich!“ – „Wie kannst du sagen, ich liebe dich“, erwiderte dieser, „wenn du nicht weißt, was mir fehlt.“¹²

◇ *Die Einübung einer Gesprächskultur*

„Dialog ist die neue Art des Christ seins.“ (Papst Paul VI.) Die Lebensfähigkeit und die Lebendigkeit einer Gemeinschaft wird sich künftig daran entscheiden, ob es den Mitglieder gelingt, eine gemeinsame Gesprächskultur einzuüben. Die Weise, wie eine Gemeinschaft zusammenlebt, ist entscheidender als das, was sie tut. Und dieses Wie zeigt sich unter anderem an der Fähigkeit, einander zuzuhören und zu sprechen, sich zu verständigen und bestimmte Dinge, (Ziele, Werte, Vorstellungen, Rituale, Struktur, Verhaltensweisen) auszuhandeln. Die Gemeinschaft wird mehr Vereinbarungen aushandeln müssen als dies früher notwendig war. Dafür sind Kommunikation und Dialog entscheidende Kriterien.

Einige Impulsfragen: Wie sprechen wir in unserer Gemeinschaft (z. B. knapp, informierend, eher unpersönlich, offen und eher emotional, aggressiv-wertend und urteilend?), wo sprechen wir miteinander, bei welchen Gelegenheiten? Gibt es Zeiten und Orte, an denen wir uns treffen, und die zum Gespräch und Austausch wirklich einladen? Wie sprechen wir über andere, vor allem Außenstehende? Aufgrund welcher Eigenschaften oder Verhaltensweisen schätzen wir jemanden in der Gemeinschaft oder werten ihn ab? Wann wird gelobt oder auch einmal Anerkennung zum Ausdruck gebracht?

Eine weitere Frage, die sich daran anschließt: wie wird in der Gemeinschaft mit Konflikten umgegangen? Werden sie aus Harmoniebedürfnis möglichst „unter den Teppich gekehrt“, heruntergespielt oder verschwiegen? Oder investiert die Gemeinschaft Zeit und Energie, über die Schwierigkeiten zu sprechen und Lösungen auszuhandeln? Ich glaube, dass der Begriff des „Aushandelns“ in Zukunft eine wichtige Rolle spielen wird in der Gestaltung eines lebendigen Gemeinschaftslebens.

◇ *Die Fähigkeit zu Vergebung und Versöhnung*

Gemeinschaft wird an Leben und Wahrhaftigkeit zunehmen in dem Maß, wie sie gemeinsame Formen der Umkehr, der Vergebung und des Neuanfangs findet. Ohne die sichtbare Bereitschaft zu Versöhnung kann sie auf Dauer kein gesunder Lebensraum bleiben. Schwestern einer Gemeinschaft bereichern sich nicht nur oder fordern sich nicht nur heraus, sondern sie verletzen einander auch, stoßen einander ab und werden schuldig. Eine lebendige Gemeinschaft entwickelt Rituale und regelmäßige Formen, sich gegenseitig Schuld einzugestehen, um Vergebung zu bitten und miteinander wieder einen neuen Anfang zu wagen. Es ist wichtig, alte Wunden zu benennen, damit sie nicht unterschwellig fortlaufend ihr Unwesen treiben und das Zusammensein vergiften. Die früheren Schuldkapitel wurden abgeschafft, aber es ist nichts Vergleichbares an deren Stelle getreten.

Eine lebendige Gemeinschaft wird darauf achten, dass diese Dimension des Zusammenlebens nicht zu kurz kommt. Sie wird Sorge tragen, dass Heilung, wo es möglich ist, mit Zeit und großer Geduld reifen kann, und dass die Fähigkeit, eigenes Versagen auch vor anderen Mitgliedern der Gemeinschaft einzugestehen, nicht auf Dauer verkümmert.

Zum Abschluss eine kleine Geschichte:

Von der Mitte gehalten

Der Abt eines Klosters wurde von Besuchern gefragt: „Wie ist es möglich, dass alle Mönche trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?“ Statt einer theoretischen Erklärung antwortete der Abt mit einem Bild: „Stellt euch ein Rad vor. Da sind Felge, Speiche und Nabe. Die Felge ist die umfassende Mauer, die aber nur äußerlich alle zusammenhält. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen sind wir selbst,

die einzelnen unserer Gemeinschaft. Die Nabe ist Jesus Christus. Aus dieser Mitte leben wir. Sie hält alles zusammen.“

Erstaunt schauten die Besucher auf, sie hatten etwas Wichtiges verstanden.

Doch der Abt sagte weiter: „Je mehr sich die Speichen der Mitte nähern, um so näher kommen sie auch selbst zusammen. Ins konkrete Leben übertragen heißt das: Wenn wir uns Christus, der Mitte unserer menschlichen und geistlichen Gemeinschaft, wirklich und ganz nähern, kommen wir auch einander näher. Nur so können wir miteinander und füreinander und damit auch für andere leben.“¹³

* Vortrag bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

- 1 Timothy Radcliffe, *Gemeinschaft im Dialog*, Leipzig 2001, S.245
- 2 Horst-Eberhard Richter, *Die Wir-Menschen melden sich zurück*, *chrison* 10/2002, S. 34
- 3 ebd.
- 4 Hartmut Meesmann, *Die neue Balance zwischen Ich und Wir*, *publik forum* 8/2003, S. 25
- 5 Charles Leadbeater, *Das Zeitalter der Selbstbestimmung*, 120 - 151, in: Bertelsmann Stiftung (hrsg.), *Was kommt nach der Informationsgesellschaft*, 11 Antworten, Gütersloh 2002
- 6 Walter Schaupp, *Identitätsfindung in Gemeinschaft*, 41 - 59, in: Klemens Schaupp/ Claudia Edith Kunz (hrsg.), *Erneuerung oder Neugründung*, Mainz 2002, hier S. 48
- 7 ebd.
- 8 Joan Chittister, *Unter der Asche ein heimliches Feuer*, München 2000, 247
- 9 Schaupp, S.55
- 10 Wunnibald Müller, *Nähe und Distanz*, in: *Ordens-Nachrichten* 40. Jhg. 2001/6, 39 - 52, hier S. 39
- 11 Paul M. Zulehner, *Aufbrechen oder untergehen*, So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003, S.131f
- 12 ebd. S. 132
- 13 Willi Hoffsummer, *Kurzgeschichten* 3, Mainz 1987, S.123